Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 39

Artikel: Wachtmeister Studer [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757133

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WACHTMEISTER STUDER

Kriminalroman von Friedrich Glauser

Copyright 1936 by Morgarten-Verlag AG. Zürich

«Warum bist du fortgelaufen? Weißt, ich hab es gleich gewußt, schon gestern nachmittag, wie dir die Berta gewunken hat, von der offenen Tür. Aber wozu hast du fünfhundert Franken gebraucht? Hier kannst du doch nichts ausgeben?»

Er habe weiter wollen, sagte Armin. Weit fort. Er wäre schwarz über die Grenze gegangen nach Paris; dort habe er einen Freund, der hätte ihm dann schon einen Paß besorgt.

Wo denn die Kräienbühls seien?

Beim Bohnensetzen, glaube er.

Gut! Das, was er (Studer) wissen wolle, sei mit ein paar Worten gesagt. Der Wachtmeister zog sein Notizbuch aus der Tasche. Dabei fühlte er, daß sein Herz hart und sehr schnell schlug — aber es war nicht der Fall Witschi, der dem Wachtmeister Herzklopfen verursachte.

«Die Schwester hat schon alles erzählt. Wir wollen schauen, ob wir das mit dem Versicherungsbetrug, denn um einen solchen wird es sich wahrscheinlich handeln, wenn . . . Eben wenn. Aber du mußt mir jetzt klare Auskunft geben: Was hast du damals mit deinem Vater ausgemacht?»

Und Armin Witschi gab anstandslos Auskunft. Er war sehr zahm, schier zu zahm. Aber das war eben immer so bei derartigen Charakteren, dachte Studer. Sie trumpfen auf, wenn sie in Gesellchaft sind, aber wenn man unter vier Augen mit ihnen spricht, so geben sie klein bei . . .

Der Vater habe sich lange geweigert, einen Unfall vorzutäuschen. Aber schließlich, als der Ellenberger kein Geld mehr geben wollte, als ihnen das Wasser fast an den Mund gestiegen war, da war schließlich der Vater einverstanden gewesen.

Er sollte sich ins Bein schießen, dann warten, bis er, Armin, den Revolver versteckt habe, und dann schreien. Sicher würde jemand kommen, die Baumschulen vom Ellenberger seien ganz in der Nähe des Platzes gewesen, den sie ausgesucht hätten, und dann solle der Vater behaupten, er sei überfallen worden, beraubt.

«Wir haben gemeint, am besten wird es sein, die Sache», (‚die Sache!' sagte Armin) «die Sache am späten Abend zu machen. Dann kann der Vater seine Geschichte erzählen und die Leute werden ihm auch glauben, daß er seinen Angreifer nicht gesehen hat. Dann gibt's kein lästiges Gefrage, der Verdacht fällt auf alle Arbeiter des Ellenberger; die sind ja alle vorbestraft. Aber es kann ja keinen treffen, denn sie werden ihre Unschuld beweisen können; die Sache wird niedergeschlagen, und die Versicherung zahlt uns das Geld . . .»

«Hm», brummte Studer. «Aber dann ist es anders gegangen?»

«Wir haben einen Abend genommen, an dem der Vater mit etwas Geld hat heimkommen müssen. Wir haben sogar davon erzählt, das heißt, der Vater hat beim Ellenberger davon gesprochen, während die Arbeiter dabei waren. Das haben wir so ausgemacht. Der Vater hatte einen Browning.»

«Von wem?»

«Der alte Ellenberger hat ihn in der Stadt gekauft . . .«

«Ist das sicher?»

«Ja. Der alte Ellenberger hat um die Geschichte gewußt. Auch der Onkel Aeschbacher.»

«So?»

«Die Mutter hat's ihm erzählt. Er war doch ein Verwandter von ihr.»

«Und Gemeindepräsident . . .», sagte Studer leise und wiegte den Kopf hin und her, wie ein alter Jude, dem plötzlich die Bedeutung eines dunklen Talmudsatzes klar geworden ist.

«Ja. Der Vater hat den Browning probiert, Cigarettenblätter in den Lauf geschoppt, bis er gewußt hat, wie man es zu machen hat, daß es keine Pulverspuren gibt. Also, an dem Abend hab' ich gepaßt. Von zehn Uhr an. Ich hab' das ‚Zehnderli' vom Vater gehört, er ist abgestiegen, wie wir es vereinbart hatten, er hat mich gesehen, und mir noch zugewunken, hat neben das Rad seine Brieftasche, seine Uhr, seinen Füllfederhalter . . .»

«Parker Duofold», sagte Studer, mit der Stimme eines anpreisenden Verkäufers.

«Richtig. Und dann ist er in den Wald gegangen. Es hat lange gedauert, bis ich den Schuß gehört habe. Und dann war es nicht einer, sondern zwei. Das hat mich gewundert. Denn die Schüsse sind kurz hintereinander gefallen. Ich kam nicht recht draus. Wenn er sich mit dem ersten nicht verwundet hatte, so war es doch eine Dummheit, noch einmal zu schießen, denn das zweite Mal hätte er doch wieder Cigarettenblättli in den Lauf schoppen müssen, und das ging doch eine Weile.»

Schweigen. Sonja seufzte kurz auf, zog ihr verknäueltes Taschentuch hervor und wischte sich die Augen. Studer legte seine Hand über die Hand des Mädchens.

«Nicht weinen, Meitschi», sagte er. «Es ist wie beim Zahnarzt, nur wenn er die Zange ansetzt, spürt man's, nachher geht's von selbst.» Sonja mußte ein wenig lächeln.

Im Küchenofen knackte das Holz, von dem Deckel, der eine Pfanne bedeckte, fielen Tropfen auf die Herdplatte und zischten leise. Der Wachstuchüberzug des Tisches, an dem die Drei saßen, fühlte sich speckig und kalt an. Durch die offene Tür sah man ein einsames Huhn, das vergebens versuchte, die Pflastersteine wegzukratzen. Es war sehr emsig, das kleine weiße Huhn, und sehr still . . .

«Ich ging dann in den Wald. Ich hab den Vater gesucht. Wir hatten den Platz ausgemacht, damit ich nicht zu lange nach dem Revolver zu suchen brauchte. Endlich hab ich den Vater gefunden. Er lag an einer ganz anderen Stelle.»

«An einer andern Stelle? Bist du sicher?»

«Ja, wir hatten eine große Buche als Treffpunkt ausgemacht, aber er lag etwa dreißig Meter davon entfernt unter einer Tanne.»

«Ja, unter einer Tanne. Und das war ein Glück . . .» sagte Studer leise.

«Warum ein Glück?» fragte Sonja mit erstickter Stimme.

«Weil ich sonst nicht hätte merken können, daß auf der Kutte des Vaters keine Tannennadeln waren.»

Die Beiden blickten ihn erstaunt an, aber Studer winkte ab. Der stechende Punkt in der Brust meldete sich wieder, sein Kopf war heiß. Nur keine Erklärungen geben müssen, jetzt! . . .

«Er lag unter der Tanne und hatte einen Schuß hinter dem rechten Ohr. Ich hab's gesehen, weil ich eine Taschenlampe mitgenommen hatte. Der Revolver lag neben seiner Hand.»

«Der rechten oder der linken?»

«Warten Sie, Wachtmeister, ich muß nachdenken. Die Arme waren ausgestreckt, zu beiden Seiten des Kopfes, und der Browning lag in der Mitte . . .»

«Das bringt uns nicht weiter», sagte Studer.

«Ich hab die Waffe aufgelesen und bin heim. Unterwegs hab ich mir dann überlegt, was man machen soll. Der Vater war tot. Vielleicht war das besser für ihn. Ich wußte, daß der Onkel Aeschbacher nur ein Gelegenheit abpaßte, um den Vater nach Hansen oder Witzwil zu versorgen.»

«Hast du die Brieftasche und die andern Sachen gleich aufgehoben, nachdem sie der Vater abgelegt hat?»

«Nein, nicht gleich. Es ist nämlich etwas dazwischengekommen. Ich hab ein Auto näherkommen hören . . .»

«Von wo kam das Auto, vom Dorf oder von der andern Richtung?»

«Vom Dorf, glaub ich.»

«Glaub ich! Glaub ich! Weißt du das nicht sicher?»

«Nein, denn wie ich's gehört hab, bin ich tiefer in den Wald . . .»

«Bist du auf der Seite gestanden, auf der dein Vater in den Wald ist oder auf der anderen?»

«Auf der anderen, ich hab dann noch die Straße überqueren müssen.»

«Und da war kein Auto mehr da?»

«Nein. Aber es ist etwas merkwürdiges mit dem Auto losgewesen. Es ist ganz langsam gefahren, das hab ich am Geräusch vom Motor gehört, die Scheinwerfer haben die Straße beleuchtet, und auch den Wald, von weither, und ich hab mich auf den Boden geworfen, um nicht gesehen zu werden . Die Straße macht oben und unten von der Stelle einen Rank, so daß man nicht genau wissen kann, aus welcher Richtung ein Karren kommt», fügte Armin entschuldigend hinzu.

«Und?»

«Ja, plötzlich ist das Licht von den Scheinwerfern ausgegangen, ich hab den Motor nicht mehr gehört. Ich hab gewartet eine Zeitlang, dann bin ich langsam näher zur Straße gekrochen. Aber da war das Auto verschwunden.»

Der alte Ellenberger besaß eine Camionette zum Transport seiner Hochstämme. Der Ellenberger hatte die Prämien der Lebensversicherung bezahlt . . .

«Und dann hast du die Sachen, die dein Vater am Waldrand niedergelegt hatte, aufgehoben und bist heimgegangen?»

«Ja.» Armin nickte.

«Willst du mich nach Bern begleiten, Meitschi?» fragte Studer. «Ich glaub, wir haben hier alles erfahren, was nötig war.» Er zog seine Uhr. «Um Zwei werden wir wohl dort sein. Wir können dann bei mir daheim essen.

Und dann wartest du bei uns zu Hause auf mich. Ich führ dich dann heut abend wieder heim. Apropos, wer hat den Revolver bei der Frau Hofmann versteckt? Der Gerber? Ich hab's gedacht . . .»

Mikroskopie.

Es war etwa zehn Uhr abends, als bei Dr. med. Neuenschwander (Sprechstunden 8—9) die Nachtglocke schellte. Der Arzt war ein großer, knochiger Mann, Ende der dreißiger Jahre, mit einem langen Gesicht, er war ziemlich weit im Umkreis bekannt und beliebt. Er hatte die merkwürdige Angewohnheit, den reichen Bauern der Umgebung sehr hohe Rechnungen zu stellen. Dafür vergaß er manchmal bei andern Leuten eine Zwanzigernote oder einen Fünfliber auf dem Küchentisch. Wenn er dabei erwischt wurde, konnte er sehr böse werden.

Als er die Glocke schellen hörte, saß er in Hemdärmeln an seinem Schreibtisch. Er ging im Geiste die Patienten durch, die ihn vielleicht brauchen könnten, aber er konnte sich auf keinen schweren Fall besinnen.

«Vielleicht ein Unfall», murmelte er. Dann ging er öffnen.

Ein fester dicker Mann in einem blauen Regenmantel stand vor der Tür. Das Gesicht war nicht recht zu sehen;

Aufnahme H. Rüedi A.-G., Lugano

Der herrliche Malcantone

Warum ausgerechnet dieses herrliche Stück des Kantons Tessin, umgrenzt vom Agnuzzo- und PonteTresa-Arm des Luganersees im Osten und Süden, von der Landesgrenze im Westen und dem Monte Gradicioli im Norden, warum also gerade dieses an landschaftlicher Schönheit so beglückend reiche Stück Tessin der «schlechte Kanton», Malcantone, heißt, ist bis heute ein ungelöstes Rätsel geblieben. Wir glaubten in geographischen oder historischen Büchern und Nachschlagewerken Aufschluß zu finden. Keine Spur! Plötzlich taucht dort das Wort «Malcantone» auf, ohne daß sich die betreffenden Gelehrten verpflichtet gefühlt hätten, die Herkunft dieses mißgünstigen Namens zu erklären. Schließlich fragten wir einen gescheiten und geschulten Tessiner. Er wußte es auch nicht. Seine Frau aber sei eine Malcantonesin, er wolle sie fragen. Die wußte es auch nicht, aber es war ihr bekannt, daß seit einigen Jahren schon an der Frage herumgerätselt wird und daß Tessiner Historiker der Ursache dieses Namenunfugs auf die Spur zu kommen suchen. Bild: Caslano mit Blick auf den Agnuzzoarm des Luganersees und auf das Delta der Magliasina. Das höchstgelegene Dorf auf der linken Bildhälfte ist Cademario.

denn der Mann trug einen breitrandigen, schwarzen Filzhut.

«Wa isch los?» fragte der Doktor ärgerlich. — Ob der Herr Doktor ein Mikroskop habe? — Ein was? — Ein Mikroskop. — Doch. Das habe er schon. Aber wozu, jetzt in der Nacht? Ob das nicht Zeit habe bis morgen? — Nein. Der Mann im blauen Regenmantel schüttelte energisch den Kopf. Dann stellte er sich vor: Wachtmeister Studer von der Fahndungspolizei.

«Chömmed inne», sagte der Doktor und führte den späten Besuch kopfschüttelnd in sein Sprechzimmer.

«Fall Witschi?» fragte Neuenschwander lakonisch.

Studer nickte.

Der Doktor nahm den hellen Kasten vom Schrank, in dem er sein Mikroskop versorgte, stellte ihn auf den Tisch, ging an den Wasserhahnen, wusch ein Glasplättchen, tauchte es in Alkohol, rieb es ab . . .

Studer hatte ein Kuvert aus der Tasche gezogen. Er schüttete vorsichtig eine winzige Menge des Inhalts auf das Glasplättchen, ließ einen Wassertropfen darauffallen, legte ein zweites, noch viel dünneres Plättchen darauf.

«Färben?» fragte Dr. Neuenschwander.

Studer verneinte. Sein Kopf war feuerrot, von Zeit zu Zeit drang ein sehr unerfreuliches Krächzen aus seinem Hals, seine Augen waren richtig blutunterlaufen. Sein Oberkörper war vornübergebeugt. Der Arzt besah sich den Wachtmeister, kam näher, setzte eine Hornbrille auf die Nase, besah sich Studer noch eingehender, griff dann schweigend nach dessen Handgelenk und sagte trocken:

«Wenn Ihr dann fertig seid, will ich Euch noch untersuchen. Ihr gefallt mir gar nicht, Wachtmeister, aber wirklich keis bitzli.»

Studer stieß ein heiseres Gekrächz aus, hustete — es war ein peinlicher Husten.

«Ihr macht an einer Pleuritis herum. Ins Bett, Mann, ins Bett!»

«Morgen!» ächzte Studer. «Morgen nachmittag, wenn Ihr wollt, Doktor. Aber ich hab noch soviel zu tun . . . Eigentlich, das Wichtigste ist ja gemacht, und wenn das hier . . .»

Studer stellte das Mikroskop zurecht, so, daß das Licht der sehr hellen Schreibtischlampe in den kleinen Spiegel fiel und beugte sich dann über das Okular.

Seine zitternden Finger drehten an der Schraube, aber es gelang ihm nicht, die richtige Einstellung zu finden. Einmal schraubte er solange, daß der Doktor dazwischenfuhr:

«Ihr zerbrecht noch das Plättli!» sagte er ärgerlich.

«Stellt Ihr ein, Doktor,» sagte Studer ergeben. «Das verfluchte Zittern!»

«Was wollt Ihr denn so Wichtiges finden?»

«Pikrinsäurekristalle», ächzte Studer. «Pulverspuren.»

«Aaah!» sagte Dr. Neuenschwander und begann an der Schraube vorsichtig zu drehen.

«Deutlich», sagte er schließlich und richtete sich wieder auf. «Ich bin zwar kein Gerichtschemiker, aber ich erinnere mich von früher. Da, seht, Wachtmeister, die großen Kreise sind Fettropfen und in den Fettropfen könnt ihr die gelben Kristalle sehen. Es stimmt wohl. Ob's aber zu einem gerichtlichen Beweis langen wird?»

«Das wird's wohl nicht brauchen», sagte Studer mühsam. «Und verzeiht, Herr Doktor, daß ich Euch so spät noch gestört hab . . .»

«Dumms Züg!» sagte Dr. Neuenschwander. «Aber Ihr müßt noch sagen, wo Ihr den Staub da», er deutete mit dem Zeigefinger auf das Kuvert, «gefunden habt. Halt, nicht reden jetzt. Zuerst Kittel ausziehen, Hemd, dann legt Ihr Euch dort auf das Ruhebett, damit ich ein wenig hören kann, was mit Eurer Brust los ist. Und dann geb' ich Euch etwas für diese Nacht.»

Dr. Neuenschwander horchte, klopfte, klopfte, horchte. Besonders schien ihn die Stelle zu interessieren, an der Studer den stechenden Punkt spürte. Er steckte ihm ein Fieberthermometer in die Achselhöhle, betrachtete nach einiger Zeit kopfschüttelnd den Stand der dünnen Quecksilbersäule, sagte bedenklich: «Achtunddreißig neun!» Er prüfte noch einmal den Puls, brummte etwas, das klang wie: «Natürlich, Brissago!» und ging dann an einen Glasschrank. Während er die kleine Spritze aus einer Ampulle füllte, sagte er:

«Also, Wachtmeister, sofort ins Bett. Ich geb Euch da ein paar ganz starke Sachen. Wenn Ihr ordentlich schwitzt die Nacht, so könnt Ihr morgen noch zu Ende machen. Aber auf Euer Risiko, verstanden? Und wenn Ihr dann mit Euerm G'stürm fertig seid, so seid Ihr reif fürs Spital. Ich würd dann an Eurer Stelle ein Auto nehmen und direkt hinfahren. Könnt noch froh sein, daß es eine trockene Brustfellentzündung ist. Aber es kann schon noch böser kommen. Und jetzt möcht ich wirklich gern wissen, warum Ihr mich so spät noch um ein Mikroskop angegangen seid. Wartet noch!» Er schüttete aus etlichen Gutteren diverse Flüssigkeiten in ein Glas, füllte heißes Wasser nach und ließ es Studer trinken. Es schmeckte grausig. Studer schüttelte sich. Dann bekam er noch eine Einspritzung, durfte sich wieder anziehen, wollte aufstehen.

«Liegen bleiben!» schnauzte ihn der Arzt an.

Und Studer blieb liegen. Die Lampe auf dem Schreibtisch hatte einen grünen Blechschirm. Dicke Bücher standen auf den Regalen an der Wand. Im Raum roch es nach Apotheke. Studer lag auf dem Rücken, die Hände hatte er im Nacken verschränkt.

«Also?» fragte der Doktor.

Studer atmete tief. Es war das erste Mal an diesem Tage, daß er wieder so richtig tiefatmen konnte.

«Die Pulverspuren», sagte er, «sie waren das letzte Glied, wie es so schön in den Romanen heißt. Ich hätt' es

eigentlich nicht gebraucht. Denn es war schon vorher alles klar . . .«

Und er erzählte von der Fahrt nach Thun, von Sonjas Aussage, vom Besuche bei Armin Witschi, von der Fahrt nach Bern.

«Ich hab heut schon einmal mikroskopiert», sagte er und lächelte gegen die Decke, dicke Schweißtropfen liefen ihm übers Gesicht, hin und wieder fuhr er mit dem Handrücken über die Stirn. «Und wissen Sie, Doktor», Studer sprach plötzlich hochdeutsch, aber diesmal war es nicht irgendein Aerger, der ihn den heimatlichen Dialekt vergessen ließ, es war eher das Fieber, «die Kugel, die im Kopfe des Herrn Wendelin Witschi gefunden worden ist — und Herr Wendelin Witschi war nach der Aussage von Dr. Giuseppe Malapelle vom Gerichtsmedizinischen Institut in Bern eine Alkoholleiche mit über 2 pro Mille im Blut, — die Kugel also sie stammte aus dem Revolver, den ich bei dem Einbrecherdilettanten Augsburger heute morgen gefunden habe.» Studer kicherte wie ein Schulbub. «Wenn der Untersuchungsrichter wüßte, daß ich ihm den Revolver gestaucht habe! Guter Kerl, der Untersuchungsrichter, aber jung! Und wir so alt! Nicht wahr, Doktor? Uralt. Wir verstehen alles, wir müssen alles verstehen. Wie hat die Frau Hofmann gesagt? Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Sehr richtig. Ausgezeichnet! Wer hat das schon gesagt? Ich weiß nicht mehr. Und dann war doch die Frage leicht zu lösen, woher der Revolver stammte. Aber das verrät der Studer nicht. — Es ist so heiß bei Ihnen, Herr Doktor, haben Sie im Mai auch geheizt? Wie der Untersuchungsrichter? Ich hab einmal einen großartigen Traum gehabt, von einem Daumenabdruck, von einem riesigen Daumenabdruck. Sie sind doch kein Daumendeuter, eher Traumdeuter, Herr Doktor? Ich habe einmal einen Fall bearbeiten müssen, der spielte in einem Irrenhaus. Und da hab ich es mit einem Herrn zu tun gehabt, der war — warten Sie einmal, wie heißt das schon? — Ja, der war Psychoanalytiker. Er deutete die Träume und konnte Ihnen dann ganz genau sagen, was mit Ihnen los war. Ist gestorben, der Herr Analytiker, seine ganze Traumdeutung hat ihm nichts genützt. Aber was wollte ich Ihnen erzählen? Es geht alles durcheinander.

«Sie haben wissen wollen, wo ich den Pulverstaub gefunden hab? Warten Sie noch.

Kennen Sie den Cottereau? Den Obergärtner? Ja? Was halten Sie von dem Mann? Ein wenig greisenhaft, vertrottelt, hab ich nicht recht? Er wußte etwas, aber ein paar haben ihn verprügelt. Er hat ihn gesehen, denjenigen, welchen. Ich will seinen Namen nicht nennen. Er hat ihn gesehen an jenem Abend, oder wenn Sie lieber wollen, in jener Nacht. Wann endet eigentlich der Abend und wann beginnt die Nacht? Können Sie mir das definieren, Herr Doktor? Sie kennen doch die Taschen an den Seitentüren der Autos, dort, wo man gewöhnlich die Landkarte versorgt? Den Staub dort, den hab ich aus so einer Tasche herausgekratzt. Das letzte Glied, Herr Doktor, der Wachtmeister Studer hat sich nicht blamiert. Aber der Wachtmeister Studer hat keine Ahnung, wie die ganze Geschichte ausgehen wird. Keine Ahnung. Denken Sie. Ich will schlafen», sagte plötzlich Studer. Er schloß den Mund, die runzligen Lider fielen ihm über die Augen, er tat einen tiefen Seufzer.

«Armer Kerl!» sagte Dr. Neuenschwander. Er ging einen Nachbarn holen. Zu zweit trugen sie Studer ins Gastzimmer, zogen ihn aus und deckten ihn ordentlich zu. Neuenschwander füllte noch eine Bettflasche mit heißem Wasser, legte sie an Studers Füße, die eiskalt waren. Er ließ die Zimmertüre offen und ging zurück an seinen Schreibtisch. Dort las er bis gegen ein Uhr. Alle Stunden sah er nach dem Wachtmeister. Der mußte schwere Träume haben. Er murmelte oft, fast immer die gleichen Worte:

«Mikroskop», war zu verstehen, «Daumenabdruck». Und noch ein Mädchenname: «Sonja».

Um vier Uhr stand Dr. Neuenschwander noch einmal auf. Studers Temperatur war auf siebenunddreißig gefallen.

Der Fall Wendelin Witschi zum letztenmal.

Ein trübes Begräbnis. Natürlich regnete es wieder. Im Lättboden des Friedhofs füllten sich die Fußstapfen, kaum daß man den Schuh aus der zähen Erde gezogen hatte, mit gelbem Wasser. Wendelin Witschis Grab war nur von zehn Regenschirmen umstanden und die Tropfen, die auf die zehn gespannten schwarzen Tücher fielen, trommelten einen leisen, traurigen Wirbel.

Der Pfarrer machte es kurz. Sonja schluchzte. Frau Witschi stand aufrecht neben der Tochter. Sie weinte nicht. Armin war nicht gekommen. Nach dem Pfarrer sprach der Gemeindepräsident Aeschbacher ein paar Worte. Sie machten ihm sichtlich Mühe.

Studer stand neben Dr. Neuenschwander und der Wachtmeister war froh, daß jemand neben ihm war, auf den er sich stützen konnte. Aber als nun alle langsam auf das Friedhoftor zuschritten, machte sich Studer von seinem Begleiter los, holte den Gemeindepräsidenten ein und sagte:

«Herr Gemeindepräsident, ich sollt' mit Euch reden.»

«Mit mir, Wachtmeister?»

Ja», sagte Studer.

«So kommt!»

Aeschbachers Auto stand auf der Straße. Der Gemeindepräsident öffnete den Schlag, zwängte sich auf den Sitz vor das Steuerrad, winkte Studer. Der Wachtmeister stieg ein. Er schüttelte dem Arzte zum Abschied die Hand, dann schlug er selbst den Schlag zu.

Es war wenig Platz vorhanden, denn Beide waren sie nicht gerade mager. Aeschbacher drückte auf den Anlasser. Studer starrte auf die Tasche, die am Wagenschlag angebracht war. Sie hatte am vorigen Abend ganz anders ausgesehen, im Schein der Taschenlampe.

Aeschbacher schwieg. Das Auto kehrte, fuhr ins Dorf zurück, fuhr vorbei an den vielen, vielen Ladenschildern. Gerzenstein, das Dorf der Läden und Lautsprecher! — Wann hatte Studer das Dorf so genannt? War das lange her? Am Samstag. Und heute war Dienstag. Zwei Tage!

Die Lautsprecher waren nicht zu hören. Entweder war es noch zu früh, oder der Lärm des Autos übertönte ihre Musik, ihre Reden.

Das Dorf Gerzenstein! Ein Dorf! Wo waren die Bauern in diesem Dorfe? Man sah nichts von ihnen. Sie wohnten wohl hinter der Fassade der Läden, irgendwo, in den Hintergründen des Dorfes.

Aeschbacher schnaufte. Den Mann mußte viel bedrücken.

Und während der Wagen in die Bahnhofstraße einbog, auf dem kleinen Stück Weges, der von der Hauptstraße bis zur Druckerei des «Gerzensteiner Anzeigers» führte, erlebte Studer noch einmal den gestrigen Abend.

Der Cottereau, der sich endlich entschlossen hatte zu sprechen. Der Cottereau, der gesehen hatte, wie Aeschbacher den Browning in eine jener Taschen versorgt hatte, die an den Türen der Autos angebracht sind. Cottereau erinnerte sich gut. Er war an jenem Abend spazierengegangen, an jenem Dienstagabend. Uebrigens hatte er alle Personen des Dramas gesehen, den Lehrer Schwomm, der mit einer Schülerin aus der dritten Sekundarschulklasse spazierengegangen war (darum das verdächtige Schweigen des Lehrers!), den Wendelin Witschi, der von seinem ‚Zehnderli' abgestiegen und im Wald verschwunden war, er hatte Aeschbachers Auto wiedererkannt, er hatte den Gemeindepräsidenten gesehen, wie er Witschi gefolgt war, und dann später noch einmal.

«Ich glaube, wir gehen zu mir in die Wohnung», sagte Aeschbacher da. Das Auto stand still vor einem eisernen Tor, dessen Spitzen vergoldet waren. Da war die Bogenlampe mit den steifen, roten Blumen um ihren Sockel, dort war der Bahnhof. Sicher saß Anastasia Witschi wieder im Kiosk und las Romane, während sie auf Kunden wartete. Frau Anastasia Witschi, die mit dem Gemeindepräsidenten verwandt war.

Und als sie damals erfahren hatte, daß ihr Mann tot sei, was hatte sie da gesagt? «Zweiundzwanzig Jahre!» und war im Zimmer hin- und hergelaufen.

«Wie Ihr wollt», sagte Studer auf die Frage Aeschbachers, die eigentlich gar keine Frage, sondern eine Aufforderung gewesen war. Und Studer betrachtete den dicken Mann unauffällig von der Seite.

Bureaux. Mädchen saßen vor Schreibmaschinen und begannen wie wild auf die Tasten loszuhämmern, als Aeschbacher in der Tür auftauchte.

«Guten Tag, Herr Direktor, grüeß Euch, Herr Gemeindepräsident . . .»

Ein kleiner, alter Mann, fast ein Zwerg, trat Aeschbacher in den Weg. Er hielt Druckbogen in der Hand. Der Zeigefinger, mit dem er den Linien des Gedruckten folgte, während er eifrig auf Aeschbacher einsprach, hatte eine verkrüppelte Spitze. Studer sah alles so deutlich. Dabei fühlte er sich recht elend. Es war ihm, als bestünden seine Beine aus zusammengenähten Flanellappen, und als seien sie mit Sägespänen gefüllt.

Auf die weitschweifigen Bemerkungen des weißen Zwerges antwortete Aeschbacher nur zerstreut. Er drängte vorwärts, weiter, weiter. Den Hut hatte er abgenommen, die braune Locke klebte noch immer auf seiner Stirn.

Eine kleine Türe. Das Stiegenhaus. Im ersten Stock die Wohnungstür. Neben der Tür ein Messingschild, darauf in schwarzen Buchstaben: Aeschbacher. Kein Vorname, kein Titel, nichts. Es paßte zu dem Manne.

«Tretet ein, Wachtmeister», sagte der Gemeindepräsident. War nicht ein ganz leichter Sprung in Aeschbachers Stimme? Sie klang zwar noch immer wie die Stimme des Ansagers vom Radio Bern, aber etwas hatte sich an ihr geändert. Oder, dachte Studer, bin ich auf einmal hellhörig geworden? Das Fieber? —

Er stand im Gang der Wohnung. Die Küchentüre stand offen. Es roch nach Suurchabis und Speck. Studer wurde es übel. Er hatte seit gestern Mittag keinen Bissen gegessen. Sein Magen hatte Generalstreik proklamiert. Mußte man noch lange in diesem Gang stehen?

Aus der Küche trat eine Frau. Sie war klein und mager und ihre Haare waren weiß wie Flieder. Ja, wie Flieder. Sie hatte graue Augen, die sehr still blickten. Es war wohl nicht immer einfach, die Frau des Gemeindepräsidenten Aeschbacher zu sein.

«Meine Frau», sagte Aeschbacher. Und: «Wachtmeister Studer».

Ein leichtes Erstaunen in den grauen Augen. Dann wechselte der Ausdruck, wurde ängstlich.

«Es ist doch nichts Böses passiert?» fragte sie leise.

«Nein, nein», sagte Aeschbacher beruhigend. Dabei legte er seine große dicke Hand auf die schmale Schulter seiner Frau, und die Bewegung war so zart, daß es Studer plötzlich vorkam, als kenne er jetzt den Gemeindepräsidenten viel besser als früher. Es war im Leben eben immer

(Fortsetzung Seite 1208)

Neuerscheinung

LUDWIG WOLFF

Das Recht zu leben

Umfang 304 Seiten
Kartoniert mit mehrfarbigem Umschlag
Fr. 3.80

Wieder einmal mehr bestätigt es sich, daß Ludwig Wolff der Meister des Unterhaltungsromans ist. Seine Art, die Menschen zu sehen, sie in ihren Nöten, ihren Anfechtungen, in der schillernden Vielfalt ihrer Beziehungen untereinander zu erkennen und daraus Geschehnisse von zwingender Glaubwürdigkeit abzuleiten, ist etwas Einmaliges. Ludwig Wolff bedarf der gegenwärtigsten Gegenwart als Atmosphäre für seine Romangestalten. Das erklärt auch, warum uns seine Arbeiten so lebendig berühren, warum wir von der ersten Zeile an Miterlebende werden und es bleiben bis zur letzten Zeile. Der Roman «Das Recht zu leben», der sich als ebenbürtiger Bruder neben die andern großen Romane dieses Autors stellt, ist die Geschichte einer Versuchung, die über ein verarmtes, junges, lebenshungriges Ehepaar kommt, dem plötzlich eine fremde Million Schweizerfranken in die Hand gerät. Verschiedene Kapitel dieses Romans spielen in der Schweiz, in Zürich, Luzern und im Tessin, was den schweizerischen Lesern die überaus spannenden Geschehnisse noch besonders nahebringt.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

Morgarten-Verlag A. G. Zürich

Wie die Bohne, so das Getränk!

Kaffee Hag schmeckt so gut, weil nur ausgesuchte, feine Sorten für Kaffee Hag genommen werden. Die Feinheiten im Geschmack und Aroma, die solche hochwertigen, milden Kaffees haben, bleiben beim Kaffee Hag unverändert erhalten. – Nur das Coffein ist entzogen, darum heißt es: Kaffee Hag schont Herz und Nerven. Er regt an und kann auch spät abends unbedenklich getrunken werden. Der Schlafbeginn, die Schlafdauer und Schlaftiefe werden durch Kaffee Hag nicht beeinflußt. Das ist der Grund, warum sich so viele Menschen

... auf KAFFEE HAG umstellen!

Kaffee Hag kostet Fr. 1.50 das Paket

KAFFEE SANKA-BRASIL, coffeinfreies Hag-Produkt
das Beste vom Billigen. 95 Cts. das Paket

... Aber nur Ihre Haut wird Sie verraten

Dank Ihrer Jugend haben Sie das Herz Ihres Geliebten gewonnen. Warum wollen Sie riskieren, daß er sich von Ihnen abwendet? Bewahren Sie die Jugend, die Frische Ihrer Haut, denn dort werden sich die ersten Zeichen des Alters zeigen.
Die Silhouette bleibt jung, aber das Gesicht verwelkt, und Sie haben nach und nach das unangenehme Gefühl, daß der Blick desjenigen, den Sie lieben, nicht wie früher auf Ihnen verweilt.

Verjüngung der Haut durch die nicht fettende Crème Malacéïne

Nicht nur die Oberfläche der Haut, auch die innern Gewebe, müssen gepflegt werden. Die nicht fettende Crème MALACÉINE setzt sich aus zwei Arten von Elementen zusammen: die einen wirken an der Oberfläche und schützen die Haut vor den Einflüssen der Witterung; die andern gehen in die Tiefe und beleben das Wachstum neuer Zellen. Diese Durchdringung der Haut durch die nicht fettende Crème MALACÉINE wird Ihrem Gesicht seine Jugend bewahren.

Crème non grasse

MALACÉÏNE

Sprich Ma-las-se-ihn

anders, als man meinte. Als Mensch war er nicht nur ein brutaler Kerl, er konnte scheinbar auch anders ...

Ein großes Zimmer, wahrscheinlich als Rauchsalon gedacht. Ein paar Bilder an der Wand, Studer kannte sich in der Malerei nicht aus, aber die Bilder schienen ihm schön. Große Reproduktionen, farbig, Sonnenblumen, eine südfranzösische Landschaft, ein paar Radierungen. Die Tapete war grau, auf dem Boden lag ein weißer Teppich, der mit einem schwarz-roten Muster durchsetzt war.

«Meine Frau hat das eingerichtet», sagte Aeschbacher. «Sitzet ab, Wachtmeister. Was trinket Ihr?»

«Was Ihr wollt», antwortete Studer, «nur nicht Himbeersirup oder Bier.»

«Kognak? Ja? Ihr seht nicht gut aus, Wachtmeister. Wo fehlt's? Soll Euch meine Frau einen Grog machen? Ich glaub Ihr trinkt Grog gerne?»

Eine unangenehme Situation. Warum war dieser Aeschbacher so höflich? Was steckte dahinter?

Der Gemeindepräsident ging hinaus, nachdem er Studer einen Stumpen angeboten hatte. Es war ein guter 10er-Stumpen, aber er schmeckte wie verbrannter Kautschuk. Studer zog mit Todesverachtung.

Aeschbacher kam zurück. Er trug drei Flaschen Kognak, Gin, Whisky. Hinter ihm kam seine Frau. Sie stellte ein Tablett auf den Tisch: Zucker, Zitronenscheiben, eine Kanne mit heißem Wasser, zwei Gläser.

«Wir müssen unsern Wachtmeister kurieren», sagte Aeschbacher und lächelte mit gesträubtem Katerschnurrbart, «er hat sich erkältet. Und ein erkälteter Fahnder kann nur schwer eine Verhaftung vornehmen; nicht wahr, Wachtmeister?»

Und Aeschbacher klopfte Studer aufs Knie. Studer wollte sich die Familiaritäten verbitten, er sah auf — da traf ihn ein Blick des Gemeindepräsidenten. Eine Bitte lag darin.

Studer verstand. Aeschbacher wußte. Er bat für seine Frau. «Gut, meinetwegen», dachte Studer. Und er lachte.

«Also, auf Wiedersehen, Herr Wachtmeister!» sagte Frau Aeschbacher. Sie hielt die Klinke in der Hand und lächelte. Es war ein mühsames Lächeln. Und Studer verstand plötzlich, daß die Beiden da versuchten, sich Theater vorzuspielen. Beide wußten, was los war, aber sie wollten es einander nicht merken lassen.

Merkwürdige Ehe, die Ehe des Gemeindepräsidenten Aeschbacher ...

Die Türe wurde leise geschlossen. Die beiden Männer blieben allein.

Aeschbacher tat Zucker auf den Boden des einen Glases, füllte es zur Hälfte mit heißem Wasser, rührte um, dann goß er aus jeder der drei Flaschen ein ordentliches Quantum nach: Kognak, Gin, Whisky. Studer sah ihm mit weitaufgesperrten Augen zu.

Und als Aeschbacher ihm das Glas präsentierte, fragte er, ein wenig ängstlich:

«Ist das für mich?»

«Ausgezeichnet, Wachtmeister», pries der Präsident seine Mischung, «wenn ich erkältet bin, nehm' ich nichts anderes. Und wenn Ihr es nicht vertragen möcht, so macht Euch meine Frau später einen Kaffee.»

«Auf Eure Verantwortung», sagte Studer und trank das Glas in einem Zug leer. Dunkel fühlte er, die Sache hier konnte man nüchtern zu keinem guten Ende bringen. «Aber Ihr müßt mir's nachmachen.»

«Sowieso», sagte Aeschbacher und stellte dasselbe Gemisch noch einmal her.

Eine sanfte Wärme kroch über Studers Körper. Langsam, ganz langsam hob sich der dunkle Vorhang. Es war vielleicht alles gar nicht so schrecklich, gar nicht so kompliziert, wie er es sich vorgestellt hatte. Aeschbacher sank in einen tiefen Lehnstuhl, nahm einen Stumpen, zündete ihn an, leerte sein Glas, sagte «Ah», schwieg einen Augenblick und fragte dann mit ganz unbeteiligter Stimme:

«Habt Ihr gestern abend in meiner Garage gefunden, was Ihr gesucht habt?»

Studer nahm einen Zug aus seinem Stumpen (er schmeckte plötzlich viel besser) und antwortete ruhig:

«Ja.»

«Was habt Ihr denn gefunden?»

«Staub.»

«Sonst nichts?»

«Das hat genügt.»

Pause. Aeschbacher schien nachzudenken. Dann sagte er:

«Staub? In der Landkartentasche?»

«Ja.»

(Fortsetzung folgt)

Rache

VON RODA RODA

Die Rache ist in der Schätzung der Menschen sehr gesunken.

Ehemals galt sie als göttlich: «Die Rache ist mein; ich will vergelten», spricht der Herr — 5. Buch Mosis, 32, 35.

Immerhin blieb sie Jahrhunderte leckeres Volksnahrungsmittel: «Rache ist süß.»

Lord Bacon noch, Großsiegelbewahrer der Jungfräulichen Königin, nannte die Rache «eine Art wilder Gerechtigkeit».

Aufklärung und Humanität haben die Rache mißbilligt, vom Piedestal gezerrt. — Lessing in seinen Sämtlichen Werken: «Rache ist keine Zierde für eine große Seele.» Napoleon, sicherlich auch kein Geringer, nannte Rache «Zeitverschwendung».

— — — Gut, erhabene Seelen mögen ohne das Bedürfnis nach Vergeltung auskommen — wir Kleinen werden den Obersten Ristow verstehen:

Der alte Herr pflegte, wenn das Wetter es halbwegs zuließ, im Wasser vor der Stadt zu angeln.

Eines Morgens ließ er sich wie gewöhnlich unter den Erlen am Ufer nieder, packte, wie gewöhnlich, seinen Mundvorrat aus der Waidtasche: Brot, Käse, Würstchen — fachte ein kleines Feuer an, hängte das Kesselchen darüber und gedachte seine Würste zu wärmen, wie gewöhnlich.

Auf dem Baum nebenan nistete eine Krähe. Oberst Ristow kannte sie und war ihr keineswegs wohlgesinnt. Wenn er Pech beim Fischen hatte, schrieb er die Schuld daran, mit Recht oder Unrecht, dem mißgünstigen Geschrei der Krähe zu.

An jenem Morgen nun ließ sich das Werk des alten Herrn von Anfang übel an. Wider Erwarten hatte sich ein kleiner unangenehmer Wind erhoben und löschte das Feuerchen; erst nach etlichen Versuchen gelang es dem Herrn Obersten, ein neues anzuzünden.

5 VORTEILE

für starke Bärte und empfindliche Haut!

1 Schäumt stark — vervielfältigt sich 250 mal in Schaum

2 Wirkt schnell — erweicht den Bart in einer Minute

3 Trocknet nicht ein auf dem Gesicht — und hält die Haare aufrecht

4 Schont die Haut — da mit Olivenöl hergestellt

5 Ist sehr ausgiebig — ein Zentimeter genügt für eine gute Rasur

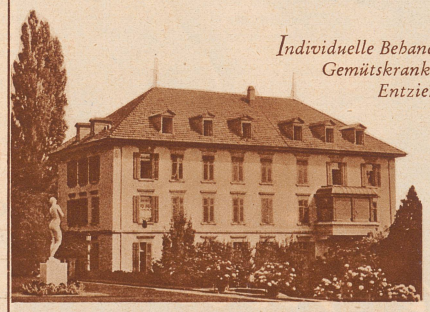
IHR GELD DOPPELT ZURÜCK

Kaufen Sie eine Tube Palmolive-Rasiercreme. Brauchen Sie die Hälfte davon. Sind Sie dann nicht zufrieden, senden Sie uns die halbgeleerte Tube zurück und wir vergüten Ihnen den doppelten Kaufpreis, also Fr. 3.—.

COLGATE-PALMOLIVE A. G., TALSTRASSE 15, ZÜRICH

Fr. 1.50 In der Schweiz hergestellt

crème à raser PALMOLIVE rasiercreme



Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malariabehandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie.

Behandlung von organischen Nervenerkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- und Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen im eigenen

Physikalischen Institut

(Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prächtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit. Offenes Schwimmbad im Park. Prospekte bitte bei der Direktion verlangen. Telephon Zürich 914.171 und 914.172. — Ärztliche Leitung: Dr. H. Huber, Dr. J. Furrer. Besitzer: Dr. E. Huber-Frey

SANATORIUM KILCHBERG BEI ZÜRICH